



Bewahren und Erneuern

Gedanken zu Karmel- und Minoritenkirche

Dr. Wolfgang Mathia

Zum Tag des offenen Denkmals am 13. September 2026

Im Oktober feiert die katholische Kirche den 800. Todestag von Franz von Assisi. Auch hier im Karmel wollen wir das tun, der Karmelchor wird den Gottesdienst zum Erntedankfest mit einer ganz modernen Franziskusmesse gestalten. Schließlich ist ja die Verbindung zu diesem Heiligen gerade hier eine ganz besondere. Unsere Karmelkirche steht nun mal nicht einfach so zufällig an diesem Platz in Duisburg herum, sondern sie steht auf den Fundamenten der ehemaligen Klosterkirche der Franziskaner, der Minderbrüder. Und die Erinnerung an die Minoritenkirche hat der Architekt der Karmelkirche, Heinz Thoma, ganz bewusst mit eingebaut. Tradition hatte wohl für ihn einen ähnlichen Stellenwert wie für den Reformpapst Johannes XXIII., der wie kein anderer damit begonnen hat, die Kirchentüren zu öffnen und die katholische Kirche in die Welt von heute zu führen, und der gleichzeitig gesagt hat: „Tradition heißt: das Feuer hüten, nicht: die Asche aufbewahren.“

Es ist nicht verwunderlich, dass bei der letzten Ausstellung im Rahmen der Ruhrtriennale rund um den Innenhafen ausgerechnet ein Professor für Architekturgeschichte von unserer Kirche für seine Präsentation so beeindruckt war. Er bestand ausdrücklich darauf, dass auch die Krypta die ganze Zeit der Ausstellung geöffnet war. Auch ihm war es wichtig, die Geschichte dieses Raumes mit einzubeziehen und lebendig zu

halten und an die Spiritualität zu erinnern, die hier schon seit Jahrhunderten herrscht.

Das ist genau die Linie, die mit dem Bau unserer Karmelkirche verfolgt wurde und die auch heute noch auf unserer Kerze steht: Löscht den Geist nicht aus!

Auch ich positioniere mich mit meiner Sicht der Karmelkirche ganz bewusst im Gegensatz zu Äußerungen, die zur Liebfrauenkirche am König-Heinrich-Platz einmal gefallen sind. Dort wurde in einer Veranstaltung zur Geschichte und Architektur der Kirche sinngemäß einmal gesagt: „Wichtig und bedeutend ist das Raumerlebnis, das der Architekt geschaffen hat, unabhängig davon, was in dem Bauwerk stattfindet.“ Für mich hat die Architektur bei den Begriffen „Gottesnähe“, „Marienverehrung“, „gemeinsames oder stilles Gebet“ eine dienende und keine übergeordnete Funktion. Hier ist kein Bürogebäude, kein Kaufhaus und kein Museum zur Präsentation von Kunst. Hier ist ein Ort, an dem Gott und die Welt sich begegnen.

Stilistisch orientiert sich unsere neue Kirche an der alten Bettelordenskirche. Diese wurde, wie es die Ordensregeln vorschrieben, im damals aktuellen gotischen Stil, allerdings in reduzierter Formensprache errichtet, und zwar in mehreren Bauphasen. Im Gegensatz zu den zergliederten Bauformen und dem prächtigen Bauschmuck der Kathedralgotik zeichnen sich die zeitgleichen Bettelordenskirchen durch ihre Einfachheit und Strenge der Formensprache aus, durch maßvolle Größe und weitgehenden Verzicht auf plastische Ausschmückung. Der Historiker Matthias Untermann spricht sogar von „provokativer Schlichtheit“ vieler Franziskanerkirchen.

Diesen Geist finden wir an vielen Stellen in unserer Kirche wieder. An erster Stelle - und direkt noch zum Anfassen - sind hier natürlich die wiederverwendeten Reste der alten Minoritenkirche zu nennen:

Die Westfront mit dem großen gotischen Maßwerk, das schon beim Annähern an die Kirche zeigt: Das hier ist nicht bloß ein Neubau.

Und der Ostchor mit seinen Fenstern, in denen ebenfalls alte Rahmen und neue Füllungen immer wieder neue Lichteffekte schaffen.

Für mich ist allerdings noch faszinierender an diesem Bauwerk, wie der Architekt nicht nur die alten Teile benutzt, sondern auch in den neu gebauten Teilen immer wieder auf die Geschichte dieses Ortes hinweist.

Fangen wir mit einem Blick nach Oben an:

Da fällt sofort die Asymmetrie des Baus auf, die besonders an der Grenze zwischen Chor und Kirchenschiff deutlich wird. Es hat wirklich jede Generation die Kirche so erweitert, wie es der Bedarf erforderte und die bauliche Umgebung es zuließ. Die perfekte Ästhetik musste da schon mal zurückstehen, weil man bestehende Mauern weiter nutzen wollte und der Bau dann eben etwas schief wurde. Darauf weisen auch schon die ältesten Kulturführer durch die damals so genannte Rheinprovinz hin. Und genau auf die Grundmauern der alten Kirche mit all ihren Eigenheiten hat der Architekt den Neubau gesetzt. Das ist doch auch mal was, an das wir uns bei unseren Liturgieexperimenten erinnern können: Wir haben eine schiefe Kirche, und da muss auch heute nicht immer Alles perfekt sein.

Der Blick nach oben macht uns auch ein Merkmal der Architektur der Franziskaner deutlich, das schon immer so etwas wie deren Markenzeichen war: Bescheidenheit und Zurückhaltung. Die Kirchendecke musste nicht das toll bemalte und stuckverzierte Gewölbe sein, eine schlichte Holzdecke tat es auch – und tut es auch heute noch.

Und noch eine weitere Erinnerung an die alte Architektur finden wir oben in unserem Neubau, wenn auch dieses kleine Objekt nur von außen sichtbar ist: Damals musste kein großer Kirchturm her – später bei der Liebfrauenkirche an diesem Ort war das dann zwischenzeitlich mal anders, man musste ja als katholische Pfarrkirche mit der evangelischen Salvatorkirche auf einer Höhe sein, auch mit dem Turm – aber den Minoriten genügte eben ein kleiner Dachreiter für ihre Glocke. Auch dieser Gedanke ist beim Bau der Kirche wieder aufgenommen

worden. Es braucht auch heute kein marktschreierisches „Hier sind wir!“.

Wenn wir jetzt den Blick mal wieder von den Höhen auf unser Augenniveau hier unten zurücknehmen, möchte ich als nächstes auf einen Punkt zu sprechen kommen, der uns in unserem heutigen Liturgieverständnis manchmal eben doch stört: Da steht der Altar immer noch wie es früher üblich war ein paar Stufen höher wie auf einem Podest. Eigentlich ärgerlich.

Aber bei genauem Hinsehen wird dann doch aus dem „ärgerlich“ ein „Gott sei Dank“. Denn auch hier spielt die Erhaltung, die Erinnerung eine entscheidende Rolle. Unter den Stufen befinden sich die Reste des Totenkellers der Minoritenkirche und die Grundmauern der verschiedenen Bauabschnitte des Kirchenschiffes; so, wie sie bei den Ausgrabungen vor dem Bau der Karmelkirche freigelegt wurden. Und so stand man damals vor der Entscheidung: plattmachen und zuschütten für einen ebenen Kirchenboden oder erhalten und den Altarraum drei Stufen höher legen.

Ich freue mich jedenfalls darüber, dass wir unsere Krypta haben.

Zur Krypta werde ich hier keine ausführlichen Anmerkungen machen, das würde den Umfang völlig sprengen. Außerdem bieten wir ja regelmäßig einmal im Monat nach dem Gottesdienst eine Kryptaführung an und einen ausführlichen Vortrag zur Kirchengeschichte wird es im Oktober auch geben.

Nur so viel: Die Öffnung der Krypta im Jahr 2010 unter Anleitung des damaligen Stadtarchäologen Dr. Krause war zwar eine entsetzlich staubige, aber äußerst lohnenswerte und für unsere Kirche erfolgreiche Angelegenheit. In dem mit archäologischen Sehenswürdigkeiten nicht gerade gesegneten Duisburg beeindrucken die Reste der alten Bebauung und die daraus ablesbare geschichtliche Entwicklung gerade auswärtige Besucher immer wieder. Das hat schon dahin geführt, dass eine ganze ehrenamtliche Gemeindeverwaltung einen Ausflug nach

Duisburg gemacht hat, um Krypta und Karmelkirche anzuschauen. Und in Australien haben wir auch schon zwei Fans.

Ein wenig stolz dürfen wir also ruhig auf unsere Kirche sein. Vergangenheit und Gegenwart gehen hier eine gute Mischung ein. Und auch die neuesten Veränderungen fügen sich in diese Entwicklung harmonisch ein: Die Umgestaltung des Westchores mit den Nischen für das Totengedenken und die Marienverehrung erinnern auch wieder an die alte Minoritenkirche, die mit insgesamt sechs Altären den verschiedensten Gruppierungen Platz und Gelegenheit für ihre Andacht bot. (z.B. der ältesten Duisburger Gilde, der „Gilde unserer Lieben Frau“, die bereits 1396 als schon lange bestehend galt)

Vielleicht hilft uns diese etwas andere Sicht auf unsere Kirche dabei, gerade im Jubiläumsjahr des Hl. Franziskus öfter daran zu denken, dass seine Anhänger und Glaubensbrüder an dieser Stelle schon vor über 750 Jahren in einer Marienkirche gemeinsam mit den Duisburger Bürgern gebetet haben.

Und noch eine letzte Anmerkung: Bei dem großen Brand in Duisburg kurz nach der Klostergründung und dem Baubeginn der Kirche wurde das Kloster stark zerstört und dann direkt wieder aufgebaut unter gleichzeitiger Vergrößerung der Kirche nach einem geänderten Bauplan. Diese Bauphase führte zu der bereits anfangs erwähnten Asymmetrie und Schiefe in der Kirche. Dazu findet sich 1289 eine Urkunde zur Ablassgewährung für die Helfer beim Wiederaufbau des durch Brand verwüsteten Klosters und Hospizes der (Zitat) „Brüder und Schwestern vom Büßerorden des heiligen Franziskus“, ausgestellt vom Bischof von Münster. Es gab also damals schon das gemeinsame Gebet von Männern und Frauen an diesem geweihten Ort. Auch eine schöne Erinnerung.

Und es wurde nicht nur gebetet, es wurde auch musiziert: Im Jahr 1412 gab die Stadt Duisburg den Minoriten einen Zuschuss für eine Orgel. Das ist die früheste schriftliche Duisburger Nachricht über eine Kirchenorgel. Auch musikalisch stehen wir hier also in einer langen Tradition.

Mir geht es jedenfalls bei diesen Erinnerungen ein wenig so, wie dem Astronomen, der bei der Betrachtung der Sterne sagt: Wir sind nicht allein!

Diese Gedanken mögen ein wenig dazu beitragen, dass wir in Zukunft unsere Kirche nicht ausschließlich als modernen Gebetsraum betrachten, sondern als lange bestehenden Ort, an dem Gott und die Welt sich begegnen.

Duisburg, im September 2026